

# Die Neue Welt

Nr. 20

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Onkel Hermann war von Althöfchen gekommen. Allensteins hatten ihm telegraphirt. Er hatte den Nefen noch einmal sehen dürfen, aber dieser ihn nicht erkannt. „Fort —!“ hatte Richard unruhig geflucht und auf der Decke umhergegriffen.

Diesen Ausgang hatte Herr Hermann Breidenhofer nicht erwartet, er war ganz außer sich. Jetzt saß er, Elsholzstraße, im Wohnzimmer der jungen Leute auf dem Stuhl neben der Thür, hielt sich das roth und gelb gepunktete Taschentuch vor's Gesicht und weinte laut.

Sie waren Alle versammelt schon seit dem frühen Morgen.

Susanne, in tiefes Schwarz gekleidet, lehnte schwach in der Sophaecke; das ging über ihre Kräfte! Heute vor acht Tagen noch auf einem Ball getanzt, und jetzt, jetzt saß sie hier und wartete auf den Tod ihres einzigen Bruders — das war zu trüb, zu fürchtbar! Ihre Nerven hielten dem nicht stand; sie zitterte wie Espenlaub.

Allenstein ging ab und zu; bald war er drinnen im Schlafzimmer, bald bei seiner Frau, die täglich nach Baldriantropfen und starkem Wein verlangte.

Frau Langen saß etwas abgefordert auf Lena's Platz am Fenster; ängstlich und unsicher klebte sie am Stuhlrand. Sie glich einem verschüchterten Vogel, jeden Augenblick gewärtig, aufgeschreckt zu werden. O wie sie sich nach ihrem Sohn, ihrem Fritz sehnte! Der würde sich wie eine schützende Mauer zwischen sie und jene Leute stellen. Nie, nie würde sie mit denen eine Fühlung haben! Ihre Gegenwart bedrückte sie, die ganze Art war ihr fremd und unsympathisch. Die arme Lena, nicht einmal die letzte Stunde konnte sie, unbehelligt von der Verwandtschaft, mit ihrem Mann verbringen!

Auf dem Tische standen Früchte und herrliche Frühlingsblumen; Doktor Reuter hatte sie geschickt, ein Gedicht dazu. „Mit dem Dufte dieser Lenzesfrüchte möge neue Hoffnung in's Krankenzimmer einziehen“ und so weiter. Allensteins erklärten, sie hätten nie schönere Verse gelesen.

Dem Kranken hatte man die Blumen nicht mehr gebracht. „Nachher“ sagte Lena wieder mit dem eigenthümlichen Zucken um den Mund.

Sie war merkwürdig still; sie ging herum mit einer traumhaften Entschlossenheit in den Augen. Sie machte auch keinen Versuch mehr, mit ihrem Mann zu reden, dem Sterbenden noch letzte Worte zu entlocken. „Wir sind fertig miteinander,“ sprach sie zur Mutter.

Doktor Allenstein sang ihr Lob in allen Tönen. „Die Frau benimmt sich großartig,“ erklärte er jetzt, eben aus dem Krankenzimmer zurückgekehrt. Frau Langen sah ihn dankbar an, das ihrer

Tochter gespendete Lob that ihr wohl, selbst in dieser Stunde; überhaupt war Allenstein ihr noch der Sympathischste von der ganzen Gesellschaft.

„Großartig,“ wiederholte der Doktor noch einmal anerkennend. „Und wie die zarte Person sich aufrecht hält, schon zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen! Dabei denkt sie an Alles — alle Achtung!“

„Freilich, freilich,“ meinte Frau Allenstein, „sie thut ihre Pflicht in vollem Maße. Ich erkenne sie auch an und beklage sie sehr. Aber sind wir nicht ebenso zu beklagen, wir, die wir so innig mit ihm verknüpft sind? O — sie machte eine Handbewegung nach Onkel Hermann hin — „o wir Beiden sind zu hart betroffen! Richard, Richard!“ Sie schluchzte laut auf und rang die Hände. „Wenn ich bedenke, daß dieser schöne, lebenswürdige, geniale Mensch so enden muß! Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht ertragen!“

Onkel Hermann ließ ein Brummen vernehmen. „Wie bitter ist es mir,“ fuhr Susanne weinend fort, „daß ich nicht zu ihm darf! Wir haben uns immer so besonders nahegestanden, uns so sehr geliebt! Der arme Richard, auch er mag sich bängen! Wir sind doch seine Allernächsten. Es ist unrecht von Lena, daß sie mich nicht hinein läßt!“

„Susanne,“ mahnte Allenstein und drückte ihren Arm mit einem bedeutungsvollen Blick auf Frau Langen. „Ich finde, die junge, tapfere Frau hat ganz recht, sie —“

„Sei still, Karl,“ schnitt ihm die Gattin das Wort ab. „Du hast wirklich hierfür kein Verständnis, in Dir spricht nicht die Stimme des Bluts. Aber wir, wir — nicht wahr, Onkel Hermann?“

„Ich gehe 'rein,“ sagte dieser, that noch einen gewaltigen Schnäuzer, stand dann auf und öffnete das Nebenzimmer. Es war leer, das noch ungemachte Bett des Wärters stand darin. Nun kam die Thür zur Schlafstube.

„Nicht, Onkel, nicht,“ rief Allenstein und wollte ihm nachsehen.

„Karl,“ sagte Frau Allenstein und hielt ihren Mann am Rockschloß fest.

Der alte Breidenhofer klopfte nicht an der bewußten Thür, er drückte einfach die Klinke nieder. Da wurde auch schon von innen geöffnet, Lena stand im Eingang, diesen mit ihrem Körper bedeckend.

„Hier kann Niemand herein,“ sagte sie mit einer Stimme, leise und rau zugleich. Ihre entstellte Gestalt schien sich zu recken, schien zu wachsen und die alte Schlantheit wieder zu gewinnen. Sie streckte den Arm aus und schob den Eindringling zurück: „Niemand!“

Die Thür schloß sich wieder, man hörte den Schlüssel umdrehen.

Einen Augenblick stand der Alte ganz verdukt, dann vertiefte sich die starke Röthe seines Gesichts noch um eine Schattirung. „Na, nanu,“ murrte er, „uns ausschließen?“ Er klopfte.

Allenstein sprang zu: „Aber Onkel, so laß doch, Du darfst wirklich jetzt nicht stören!“ Er zog ihn in's Wohnzimmer zurück, die Thür nach der Nebenstube sorgfältig schließend.

Onkel Hermann war außer sich, er dachte nicht an Frau Langen's Gegenwart. Er murrte laut: „Einen nicht 'mal 'rein lassen! Mich, der ich immer Vaterstelle an ihm vertreten habe! Aber so ist die Welt heutzutage. Mich! Alle konnten draußen bleiben, aber ich mußte 'rein — so was!“ Onkel Hermann rannte mit starken Schritten auf und nieder. Seine Stiefel knarnten.

Die arme Langen am Fenster konnte es nicht mehr aushalten, die ganze Situation war ihr zu schrecklich. Sie stand auf und schlich aus der Stube; draußen wankte sie im Korridor auf und nieder und fühlte sich bei allem Elend in dem engen, dunklen Gang noch wie erlöst.

„Aber Onkel,“ wagte Allenstein zu sagen, als Frau Langen das Zimmer verlassen hatte, „wie rücksichtslos von Dir — jetzt!“

Da kam er gut an! Susanne brach in einen heftigen Weintrampf aus, der damit endete, daß sie, Richard, o mein Richard' stöhnend, auf dem Sopha lag. Sie war nicht zu beruhigen, sie zitterte am ganzen Leib.

Onkel Hermann saß ingrimmig auf seinem alten Platz an der Thür. Er sagte nichts mehr, der Naptis war nun vorbei, er war im Grunde viel zu betäubt. Und dann hatte es ihm eigentlich doch imponirt, wie ihm das junge Weib die Thür vor der Nase zuschloß. Das roth und gelb gepunktete Taschentuch war in immerwährender Bewegung, die dicken Thränen liefen ihm über die Backen in den eisgrauen Schnauzbart. „Ich wünschte, ich hätte die Hanne mitgebracht,“ murrte er, „bei so was ist sie ganz gut. Wär' sie doch mal zu gebrauchen! Verdammte Zucht — ach, mein Junge — mein armer, lieber Junge!“ Er schluckte laut, weil ihn der Schmerz inwendig stieß.

Es verging wohl eine Stunde; langsam, bleiern schlich sie dahin.

Der Doktor sah inzwischen wieder einmal in's Krankenzimmer und lehnte achselzuckend, mit betrübter Resignation zurück. „Noch immer beim Alten!“ Er unterdrückte ein Gähnen und nuschelte von den Früchten auf dem Tisch; er hatte entschieden Hunger. Dann setzte er sich auf den Platz am Fenster, zog eine Zeitung aus der Brusttasche und vertiefte sich in dieselbe.

Susanne war abgemattet eingeschlafen. Man hörte nichts in der Stube als ihre gleichmäßigen Athenzüge, das Knittern des Zeitungspapiers und in regelmäßigen Zwischenräumen das dumpfe Schnüzen Onkel Hermann's.

Auf dem Korridor hatte das Hin- und Herwanken aufgehört; Frau Langen saß in der Küche, dort konnte sie wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen und fand bei dem Mädchen reges Mitgefühl.

Aus dem Krankenzimmer drang kein Laut. Eine bange Stille troch von dort durch's Schlüsselloch in die ganze Wohnung. Die Möbel standen verstaubt und öde, die Gardinen hingen schlaff. Auf dem Küchenherd kein Feuer.

Es ist ganz stumm. Es ist ganz traurig.

Da plötzlich ein Drehen des Schlüssels, ein Oeffnen der Schlafstübthür!

Die Drei im Zimmer fahren auf. In der Küche hört Frau Langen den entsetzten Schrei der Allenstein und eilt herbei; hinter ihr kommt das Mädchen und redt den Hals.

Mitten im Zimmer steht Lena. Die Lippen heben sich nicht ab von der Farbe des Gesichts, Alles blaß, marmorweiß und kalt. Ihre Augen sehen und sehen doch nicht; sie blicken nur nach innen.

„Er ist todt,“ sagt sie langsam und deutlich, dreht sich um und geht wieder zu ihm.

### XIX.

Die ganze Häuslichkeit von Allenstein's trug den Stempel der Trauer. Es war, als läge selbst auf den bunten Smyrna-Imitationen der Treppenläufer und dem rothen Sammetpolster des Geländers ein unsichtbarer Flor. Die Patienten dämpften unwillkürlich die Stimmen, wenn sie der Diener mit langgezogenem Gesicht einlieh.

Der sonst so häufige Besuch wurde nicht angenommen. „Frau Doktor bedauern, Frau Doktor sind leidend!“

In Trauercröpe gehüllt lag Susanne auf ihrer Chaiselongue. Sie wollte von der Welt nichts sehen noch hören; die Jalousien waren herabgelassen, kein Laut von außen drang in die Stille des Gemachs. Sie lebte ganz ihrem Schmerz.

Alenstein wurde es recht schwer, sein Gesicht immer in die gleichen traurigen Falten zu legen. Nicht, daß der Doktor den Schwager nicht herzlich betrauert hätte, aber diese gewisse herabgezogene Falte längs der Nase paßte schlecht zu seinem blondbärtigen Siegfriedsgesicht.

Onkel Hermann war noch immer in Berlin. Er hatte der Schwester gnädig erlaubt, zum Begräbniß herzukommen; nun war er sehr ungnädig, sie konnte nicht kommen, sie war auf der Kellertreppe ausgeglitten und hatte sich den Fuß verstaucht. Sie schickte nur an Lena einen selbstgewundenen Kranz; all ihre Blumen hatte sie abgeschnitten, selbst die letzte blasse Rosenblüthe von ihrem Stöckchen am Fenster. Ein Zettel lag dabei: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Den bewahrte Lena.

Es waren acht Tage her, seit man ihn zur Ruhe bestattet, draußen, weit draußen auf dem Kirchhof im flachen, öden Feld. In den Nächten fiel noch zuweilen Flatterschnee, aber an den Tagen lekten gierige Sonnenstrahlen das Raß auf, und aus dunklen Ackerfurchen hob sich jubelnd die erste Lerche.

Lena wollte nicht zur Mutter ziehen, sie wohnte noch allein in der Elsholzstraße; auch Nachts wünschte sie Niemanden bei sich zu haben. Sie bestand eigenständig auf ihrem Willen. „Ich bin nicht allein,“ sagte sie. Nein, das war sie auch nicht! In der Nacht stieg die Vergangenheit aus dem Grab und schmiegte sich an ihre Seite; und unter'm Herzen regte sich ihr etwas, das ihre ganze Zukunft bedeutete, eine trübe, bange, aber doch immer eine Zukunft.

Frau Langen war einigermaßen gekränkt durch das Benehmen der Tochter, aber sie konnte ihr nicht zürnen. Sie weinte immersfort, sie war selbst so trost- und hilfsbedürftig, daß sie Niemandem Stütze sein konnte; sie fühlte das auch wohl, wenn sie sagte: „Ach, daß Dein Bruder hier wäre! Ach, wenn Fritz da wäre!“

Der Landgerichts Rath hatte sofort an die Schwester

geschrieben, Frau Amalie den herrlichsten Kranz geschickt. Warum starrte Lena nur so düster auf den Brief mit sehnsüchtigen, verlangenden Augen? Mehr Liebe, mehr Liebe hätte sie gewünscht; es verlangte sie ganz besonders darnach. Wunderbar, daß sie gerade jetzt im tiefsten Leid an den Kummer ihrer Kinderjahre denken mußte, in denen sie jede kindliche Betrübnis am Herzen des großen Bruders ausgeteilt. Ach, noch einmal, noch einmal den Kopf unter seinem Rock verbergen, sich da verstecken und geborgen fühlen!

Die Zeiten waren vorbei! —

Allein stieg Lena die Treppe zu Allensteins empor. Die Mutter hatte ihr angeboten, mitzukommen. „Laß nur,“ hatte ihr die junge Wittwe erwidert, „es ist sehr gut von Dir, aber Du kannst mir nicht helfen. Es sind keine Verwandten; ich werde mich schon mit ihnen verständigen.“ Mit stiegender Röthe auf dem blassen Gesicht setzte sie hinzu: „Um seines Kindes willen!“

Die Zukunft sollte besprochen, die Verhältnisse mußten geordnet werden; dazu hatte man diese Stunde anberaumt.

Wie ein Schatten, in schwarzer Silhouette, hohl-ängig, düster, glitt die Einsame die Stufen hinauf; der mühsame Tritt verrieth das schwer beladene Menschenkind. Mitunter rastete sie einen Augenblick und preßte unter dem langen Cröpeschleier die Hand auf's Herz. Hier war sie lange nicht gegangen, und auch früher nur selten, und immer mit ihm; allein nie.

Sie lehnte sich, schwer athmend, fest gegen das Geländer — warum mußte sie nur so sehr an jenes erste Mal denken?! Da war sie das erste und einzige Mal allein hier hinaufgegangen, auch Angst im Herzen, aber sie flog die Stufen hinauf mit ungeduldigem, elastischem Mädchentreit — und herunter kam sie, von ihm geleitet, von seinem Arm umschlungen. Hier in der Nische war's — hier hatte er sie an's Herz gedrückt, und sie hatte an seinen Lippen gehangen in namenlosem, hoffnungseligem Entzücken.

Vorbei — Hoffnung wie Entzücken längst vorbei!

Ohne ihn!

Der Diener, der Frau Bredenhofer oben einließ, verzog das sonst so wohlgeschulte Gesicht mitleidig; die ganze Dressur verließ ihn, als er ihr nachblickte, wie sie im Zimmer verschwand. Er fuhr sich mit dem Handrücken über Nase und Augen.

Drinne im Salon saßen Allensteins und Onkel Hermann; Susanne auf dem Sopha, rechts und links vom Sopha die beiden Herren; sie erhoben sich alle drei, als die Trauergestalt eintrat.

Susanne schloß die Wittwe ihres Bruders in die Arme. „Meine liebe Lena, lege ab und nimm hier neben mir Platz! Wie angegriffen Du aussiehst! Ja, ich kann mir denken, wie Dir zu Muthe ist, wenn ich meinen eigenen Schmerz ermesse! — Du willst nicht ablegen?“ fragte sie verwundert, als Lena nur den Schleier zurückschlug und ihren Trauerschawl fester um sich zog.

„Mich friert,“ sagte die junge Frau tonlos und sah um sich mit so verirren, abwesenden Augen, daß Onkel Hermann unwillkürlich nach dem Taschentuch fuhr.

„Na, Frau Nichte,“ brachte er nach einem kräftigen Schnüzen hervor und legte die ausgebreitete Hand vor sie auf den Tisch, „seien Sie man nicht so betrübt! Es wird sich schon Alles machen, Sie sind ja noch jung! Und wenn der Junge erst da ist, dann lachen Sie auch wieder — wetten?“

„Wie gedenkst Du Dir Dein Leben einzurichten, liebe Lena?“ unterbrach Frau Alenstein den Onkel. „Karl, ich bitte Dich, laß mich reden, Du machst mich ganz nervös!“

Der Doktor hatte den Mund nicht aufgethan.

„Also, liebe Lena, was denkst Du? Wir haben uns schon überlegt, es ist das Beste, Du giebst die Wohnung so bald als möglich auf — Todesfall löst ja den Kontrakt — und ziehst zu Deiner Mutter.“

Die Wittwe gab keinen Laut von sich, sie blickte immer in ihren Schooß.

„Nun, Du antwortest ja garnicht,“ klang Frau Alenstein's spitz Stimme, „ist Dir der Vorschlag nicht recht? Ich bitte Dich, äußere Deine Pläne

ganz unverhohlen; wir sind jederzeit bereit, auf dieselben einzugehen. Nun?“

„Ich habe noch keine Pläne,“ antwortete sie mit tonloser Stimme wie vorhin. „Aber ich kann ja zu meiner Mutter ziehen.“

„Sehr verständig,“ die Schwägerin nickte befriedigt. „Es ist ja natürlich viel vortheilhafter, die ganzen Kosten für einen zweiten Haushalt werden gespart. Mein Gott, es ist schrecklich“ — sie senkte und hielt das feine Taschentuch für Momente an die Augen — „daß man darüber sprechen muß! Aber unser theurer, geliebter Richard hat so wenig hinterlassen; so gut wie garnichts!“

Eine tiefe Röthe flog über das todblaße Gesicht der jungen Frau. „Ich werde Gesangs- und Klavierstunden geben,“ brachte sie mühsam heraus.

„Sehr verständig, liebe Lena —“

„Na, erlaube mal, Susanne,“ unterbrach sie der alte Bredenhofer barsch, „was Du für verständig hältst, finde ich noch lange nicht so. Du denkst wohl, weil Du hier in diesem Berlin wohnst, bist Du nemmal klug! Na!“ Er schnalzte mit der Zunge und wiegte den dicken Kopf hin und her.

„Die richtige Ansicht ist, und meine ist es dazu, die junge Frau muß erst rothe Backen kriegen und wieder Blut in den Leib. Ist das 'ne Verfassung, um 'nen gesunden, strammen Jungen in die Welt zu setzen? Und ich will, daß mein Pathekind ein Bube wird, vor dem die Leute stille stehen. Ich hinterlaß ihm mal mein Gut, das ist ein ganz netter Posten. Da muß er vorerst mit den Bauernbengels raufen, und ich muß ihm mitunter eine Geschichte erzählen. Weibererziehung ist für die Krage; ein strammer Junge muß unter männlicher Zucht.“

Onkel Hermann sah sich mit rollenden Augen triumphirend um; dann trübte sich plötzlich sein Blick, er wollte nach dem Taschentuch greifen und suchte ungeschickt nach seiner hinteren Noctasche.

„Verdammt, wo ist denn — ach, mein armer Richard, wenn der ihn hätte sehen können! Der arme, arme Junge, hat so früh sterben müssen! Es ist 'ne Niedertracht, eine — nichts wie Undank, schöner Undank — armer Junge —!“ Er brach mit einem Schlucken ab.

Nachdem er umständlich das endlich gefundene Taschentuch benutzt hatte, legte er wieder die ausgebreitete Hand auf den Tisch. „Was, Frau Nichte, das ist eine Idee? Sie kommen nach Althöfen, und ich erziehe ein Mustereemplar von einem Jungen. Schlagen Sie ein, Frau Nichte!“

Lena schien zu schauern und zog ihr Tuch krampfhaft um sich. Wie hilflos suchend glitt ihr verlorener Blick an den Wänden entlang. Dies junge, blaße Frauengesicht mit dem schmerzlichen Mund war ein erbärmlicher Anblick.

Doktor Alenstein rücte auf seinem Plage hin und her, er zwinkerte mit den Augen, als habe sich in ihr schönes, klares Blau etwas Unangenehmes hinein verirrt. „Gestatte, lieber Onkel,“ sagte er und legte dem Giftigen die wohlgepflegte Hand mit den sorgsam polirten Nägeln — sie war weiß und weich wie eine Frauenhand — auf den Noctarmel. „Gestatte mir als Arzt auch ein Wort! Meine liebenswürdige Schwägerin hat bisher so viel Fassung und Haltung bewiesen, daß ich überzeugt bin, sie wird auch fernerhin ihrer Aufgabe gewachsen sein; ich —“

„Karl, laß uns nur —“

Er beachtete diesmal seine Frau garnicht; unentwegt sprach er weiter, dabei den glänzenden Bart streichend. „Ich kann es jedenfalls als Arzt nicht zugeben, daß eine Frau zu dieser Zeit, bei einer solchen Umwälzung, wie sie sich mit ihrer ganzen Konstitution vollzieht, auch vollständig die gewohnte Lebensweise verändert. Sie muß unbedingt in den alten Verhältnissen bleiben, jede Neuerung muß ihr thunlichst fern gehalten werden; das ist das erste Erforderniß, das nöthigste Bedingniß für die Geburt eines normalen, lebensfähigen Kindes. Sie muß hier bleiben, leben, wie sie will!“

Ein erlöstes „Ah“ wollte sich über Lena's Lippen drängen; sie lockerte die krampfhaft ineinander geklammerten Hände und sah Alenstein dankbar an.

Der Alte wurde unsicher. „Na denn — freilich,

wenn Du meinst — schade, schade! Was meinst Du, Susanne?" Er sah die Nichte erwartungsvoll an.

"Ich meine garnichts." Frau Alenstein zuckte die Achseln.

"Na — denn nicht —!" Onkel Hermann sprach recht langgezogen, man merkte es ihm an, wie schwer es ihm wurde, seinen Plan anzugeben. "Aber das sag' ich, mit dem Stundengehen und Abrackern ist das nichts! Sie kriegen alle Monat Ihr Festes; was braucht denn so 'ne alleinstehende Frau groß?! Der Richard soll sich nicht noch im Grabe umdrehen und sagen, daß seine Verwandten seine Wittve im Stich lassen. Neel! Ich halte die Hand drüber. Und ob sie nu hier in Berlin wohnt oder in Alt-Hörschen — meine Sache. Sie können alle Woche frische Eier kriegen, Frau Nichte, und Sahnenbutter; Berlin ist nicht aus der Welt. Ich leite das Ganze, punktum!"

Unwillkürlich fuhr ein Auck durch Lena's Glieder, sie wollte aufspringen, die Hände ballen, gellend schreien: "Behaltet Eure Wohlthaten, ich will sie nicht!" Wie durch eine dicke, undurchdringliche Wand hörte sie eine matte Stimme herüberklingen: "Daß du so krank geworden" — und dann, noch matter, noch ersterbender: "Sie lassen mich nicht ruh'n —!" Das junge Weib bäumte sich. "Ihr habt uns nie allein gelassen, uns Beide; laßt wenigstens mich allein!"

Hatte sie's geschrien? Nein. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. Sie neigte den Kopf, tief wie eine demüthige Blume; eine Stimme sprach in ihr: "Um des Kindes willen!" —

(Schluß folgt.)

## Von altdenischem Recht.

Von Manfred Wittich.

Bei keinem anderen Volke waltet wie bei unserem deutschen ein so starker Gegensatz zwischen Volk und Recht. A. Freyde.

Nicht nur unzufriedene Sozialdemokraten und auffällige Arbeiter beklagen die gegenwärtig in Deutschland herrschenden Rechtszustände, richtiger Rechtsmissstände. Hochgestellte Justizbeamte, Richter, Professoren in großer Zahl haben ihre Stimmen vernahmen lassen, leider in neuerer Zeit meist anonym und pseudonym, als Anulus Agerius, oder Clemens Justus, oder sonstwie verkleidet. Andere wieder, die ihre Namen nennen, wie etwa der ehemalige Reichsgerichtsrath D. Mittelstädt, verfassen ihre Bücher in der Schweiz.

Die Unvolksthümlichkeit unserer Justiz und Justizpflege ist allgemein bekannt; in weitmöglichst sogenem Bogen geht der größte Theil des Volkes dem Gericht und den Gerichtsbeamten aus dem Wege. Schon nur als Zeuge geladen zu werden, ist Tausenden fatal, Dritten gegenüber genirt sich Jeder, wenn bemerkt wird, daß ihm eine gerichtliche Zustellung irgend welcher Art gemacht wird. "Der hat mit den Gerichten zu thun", ist fast schlechthin schon ein Makel, denn der "ordentliche Mensch" soll mit den Gerichten eben nichts zu thun haben! Und nun soll von den Richtern Recht gefunden und gesprochen, von den Rechtsbedrängten das Recht geholt werden, was doch nimmermehr Anlaß sein kann zum Sichschämen!

Aber was ist heutzutage Recht? Das Volk in seiner Masse weiß es nicht, kann es bei der Unzahl von Gesetzen und Vorschriften des Staates und der Verwaltungsbehörden garnicht wissen. Selbst Rechtsgelehrte, deren man jeweilig bedarf — weil ein Deutscher in gewissen Fällen nicht einmal als Mannes genug anerkannt wird, selbst und allein Recht zu fordern! — können in den seltensten Fällen ihren Klienten besonnen sagen, wie der Prozeß ansfällt. Hat man ihn "verloren" — wie man einen Eichelsolo ohne die nöthigen Wenzel verliert! — so hat man eben "verspielt!" Es geht wie bei der Lotterie, wo es auf den zufälligen Griff des Waisenkneben bei der Ziehung der Loose aus der großen Trommel ankommt, ob man einen Treffer oder eine Niete hat.

Das war nicht immer so in deutschen Landen.

Darum ist es anziehend, in solchen Zeiten der Reaktion auch im deutschen Rechtsleben "einen Nitt in's alte romantische Land" zu unternehmen, in jenes "finstere, barbarische Mittelalter", welches trotz alledem und alledem der schönen, edlen, großen Züge und erfreulichen Erscheinungen keineswegs entbehrt.

Ein paar solche Lichtblicke aus altdenischem Recht sollen in den folgenden Zeilen unseren Lesern gezeigt werden.

Altes deutsches Recht war vor allen Dingen volksthümlich, nicht Besitz und Skunde einer besondern Gelehrtenzunft oder Klasse.

"(Ferner aber) war in der Frühzeit alles und später noch das meiste Recht Volksrecht. Vom gemeinen Manne ging es aus, in seinem Bewußtsein und mehr noch in seinem Gefühl lebte es." (Amira in Paul's Grundriß der germanischen Philologie.) Niemand machte aus der Kenntniß des Rechtes einen Beruf: es fehlte das Bedürfniß dazu, denn Alte und Junge, Große und Kleine wußten, was "Rechtens" und "des Landes Brauch" war. Gute, besonders genaue Kenntniß des Rechtes ward dem Kriegsrühm gleichgeachtet. Gern übergaben Eltern ihre Söhne schon mit neun Jahren, damit sie dieses Ruhmes theilhaftig werden sollten, auf längere Zeit besonders rechtskundigen Männern zur Unterweisung.

Aber alles Volk sollte "Recht wissen"! Die "Grangans" — das Gesetzbuch des norwegischen Königs Magnus (1035—1047 n. Chr.) — war volksthümlich; wenigstens alle drei Jahre ward Alten und Jungen vom Lögberg (Gesetzesfelsen) herab des nordischen Volkes Landrecht, in jedem Jahre die Gerichtsordnung von dem Lögmaðr, d. i. dem Gesetzesmann, laut vorgelesen.

So kam es, daß nordische Kinder Gericht und Rechtspflege zum Gegenstand ihrer Spiele machten, interessante Rechtsfälle ersinnend oder dem wirklichen Rechtsleben der Erwachsenen entnehmend. Ein Fall wird uns berichtet, in dem Hirtentnaben einem Richter durch ihr Spiel den rechten Weg wiesen in einem schwebenden schwierigen Fall. War da in dem kleinen Dorf Reng im Kirchspiel Birkall bei Tondern ein Mann in die Rengau gefallen und wäre ertrunken, wenn nicht ein Arbeiter eilig herbeigekommen und Jenem eine Stange von dem steil abfallenden Ufer ans zugereicht hätte. Beim Heraussteigen stieß sich der Gerettete an der Stange seines Helfers ein Auge ans und ging nun zum Thing und forderte von seinem Netter Buße für sein Auge. Die Richter waren im Unklaren. Der dritte Termin war schon da, und der Hardsvot, der dazu reitet, stößt auf Hirtentnaben, die "Thing spielen". Als sich der Hardsvot nach der Sache erkundigt, welche sie vorhätten, erhielt er die Antwort: "Ueber den Mann, der in die Rengau fiel." In seinem Mantel den Knaben mitnehmlich, hört er zu, was wohl die Kinder, die sich nicht in ihrem Spiele stören ließen, für eine Entscheidung treffen würden. Die jugendlichen Richter entschieden: Der gerettete Mann soll an derselben Stelle wieder in die Rengau geworfen werden; wenn er sich dann selbst retten kann, so soll er Buße haben für sein Auge, wenn nicht, soll sein Netter den Rechtsstreit gewonnen haben. Der Hardsvot gab den Jungen ein gut Stück Geld und entschied nach der Rechtsweisung der Kinder!

Dieses freie Finden des Rechtes aus der Kenntniß von Sitte und Brauch litt immer mehr, jemehr das Schreibwesen, das schriftliche Verfahren in Aufnahme kam.

Littera scripta manet, der geschriebene Buchstabe bleibt, oder wie das mecklenburgische Sprichwort sagt: "Wat schrewen is, is schrewen."

Namentlich in Bezug auf das Rechtsleben spielt das Vertrauen in die schriftliche Aufzeichnung eine große Rolle.

Ueberall ging der Zeit geschriebener Gesetze eine lange Epoche ohne solche voraus, auch da noch, wo längst die Künste des Lesens und Schreibens bekannt, wenn auch nicht allgemein in Brauch waren. Aber in altdenischer Zeit gelangte man doch noch nicht zu dem förmlichen Gößendienste, den man dem "Schwarz auf Weiß" später widmete, so daß die Juristen, in Schreibwerk versinkend, sich zu dem Spruche ver-

stiegen: Quod non est in actis, non est in mundo, d. i.: Was nicht in den Akten steht, existirt überhaupt in aller Welt nicht! Gegen die Funde der Schreibjuristen richtet sich die Bestimmung des friesischen Rechtes, daß Sitte und Brauch geschriebenes Recht aufheben.

Diese deutsche Anschauung ist übrigens sehr alt. Schon Tacitus berichtet von unseren Vorfahren: Mehr gelten und vermögen dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze. Und an anderer Stelle erklärt dieser Angehörige der großen Juristenation: Corruptissima respublica plurimae leges: der verderbteste Staat hat die meisten Gesetze.

Altdenisches Recht war auch der Jugend leicht faßlich mitzutheilen. Alle Rechtshandlungen waren mit sichtbaren Vornahmen (Ceremonien) verbunden, bei denen Symbole, Sinnbilder, Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Hut, Hammer, Stab, Schuh, oder Naturgegenstände: Halm, Nasenausstich, Erdkloß eine große Rolle spielten und den Rechtsvorgang und den Inhalt desselben unvergeßlich dem Anwesenden einprägten. So beruhte das allgemein vorhandene Rechtsbewußtsein und Rechtswissen auf handgreiflicher, sinnfälliger Erfahrung, die Allen zugänglich war. Von der Poesie im altdenischem Recht hat Jakob Grimm, über den Humor, der im deutschen Recht auch nicht fehlte, hat Otto Gierke vorzüglich gehandelt. Poesie hat unser modernes Recht garnicht, wohl aber Humor, leider aber nur unfreiwilligen und nicht weniger als volksthümlichen und volksthümlichen. Entschieden ist es zum Lachen, daß die "logisch scharfe Sprache" unserer Juristen es erlaubte, daß ein Rechtsanwalt thätächlich das Gegentheil von dem ausführte, was er eigentlich hatte jagen wollen. So berichtet ein Jurist, Rechtsanwalt Gütlich in Blankenese. Und gleichwohl hat jüngst Professor Virchow im preussischen Herrenhause, als er den Verfall der philosophischen und logischen Bildung unserer Studirenden und Studirten besprach, gerade den Juristen das Lob gezollt, daß sie noch stark seien in der Logik!

Die leicht faßliche sprachliche Form, die Bindung der Worte durch Anlautsreim (Stabreim) oder Klangreim, die kurzgefaßte Rechtsregel, das Rechtsprüchwort, ermöglichte leichtes Behalten der altdenischem Rechtsgrundzüge.

Davon ein paar Proben:

Alle Gewalt ist Unrecht.

Wenn Gewalt kommt, ist Recht todt.

Dem Beklagten gebührt das letzte Wort.

Gemeiner Aug geht vor sonderlichen Aug.

Wer dient, ist so gut, als wer lohnt.

Wer seiner Arbeit lebt, soll des Reiches Fried' haben.

Wer ein Gesetz giebt, ist selbst daran gebunden.

Der Kaiser ist dem Mindesten gleich, thut er Unrecht.

Besser, der Schuldige bleibt am Leben, als daß man einen Unschuldigen verderbe.

Menschen tödten ist ein' große Sach',

Man bedenk' sich wohl und thn' gemach.

Ignorantia legis non excusat, Gesetzesunkenntniß entschuldigt nicht, sagt das römische Rechtsprüchwort, das deutsche dagegen lautet: Wozu der Mann mit Unwissen kommt, dazu gehört Gnade.

In unserer Epoche der übermäßig wuchernden Verleumdungs-, besond. Majestätsbeleidigungsprezesse, kommt auch den noch so modern fühlenden Menschen etwas wie Seh'n'cht nach der alten guten Zeit des deutschen Volksrechtes an, welches die Strafbarkeit auf Handlungen beschränkt wissen wollte, und nicht nur Gedanken für zollfrei erklärte, sondern auch lehrte: "Worte schlagen Einem kein Loch in den Kopf." Unter den oben angeführten Rechtsprüchwörtern waren auch schon solche, die Milde gegen den dienenden und Arbeiterstand einschärfen.

Im altenglischen, weisfächischen Recht des sechsten Jahrhunderts heißt es von der Forderung der Sonntagruhe: Wenn ein Höriger auf seines Hofordes (= Lords, Herren) Geheiß am Sonntag arbeitet, sei er frei und der Herr zahle drei Schillinge zur Wei'e, d. h. Buße.

Tagelohn soll nach dem kleinen Kaiserrecht gleich ansbezahlt werden: "Gebet den Leuten ihren Tagelohn, ehe der Kaiser ihn zehnfältig macht."

(Schluß folgt.)

## Die Geselligkeit der Pflanzen.

Von Curt Grottewig.

Der Erdboden ist fast allenthalben mit Pflanzen so dicht besetzt, daß sich oft genug auf einen einzigen Quadratmeter Land Hunderte von Individuen zusammendrängen. Allein es ist nicht die Freundschaft, nicht die friedliche Geselligkeit, welche die einzelnen Pflanzenwesen so eng aneinander kettet. Es ist die eiserne Notwendigkeit, der Mangel an Raum, der sie Alle beherrscht und sie zwingt, den Nachbar zur Seite zu schieben, wenn sie von ihm nicht selbst bei Seite geschoben und unterdrückt werden wollen. Die Vermehrungsfähigkeit der Pflanzen ist so groß, daß die Oberfläche der Erde nicht im Entferntesten hinreicht, um die zahllosen Mengen von Wesen aufzunehmen. Daher ist für die Pflanzen in ihrem Kampfe um die Existenz die „Wohnungsfrage“, welche den Thieren, wenigstens den Landthieren so wenig Sorge macht, eine der brennendsten, denn ohne Wohnung giebt es hier auch keine Nahrung, kein Leben.

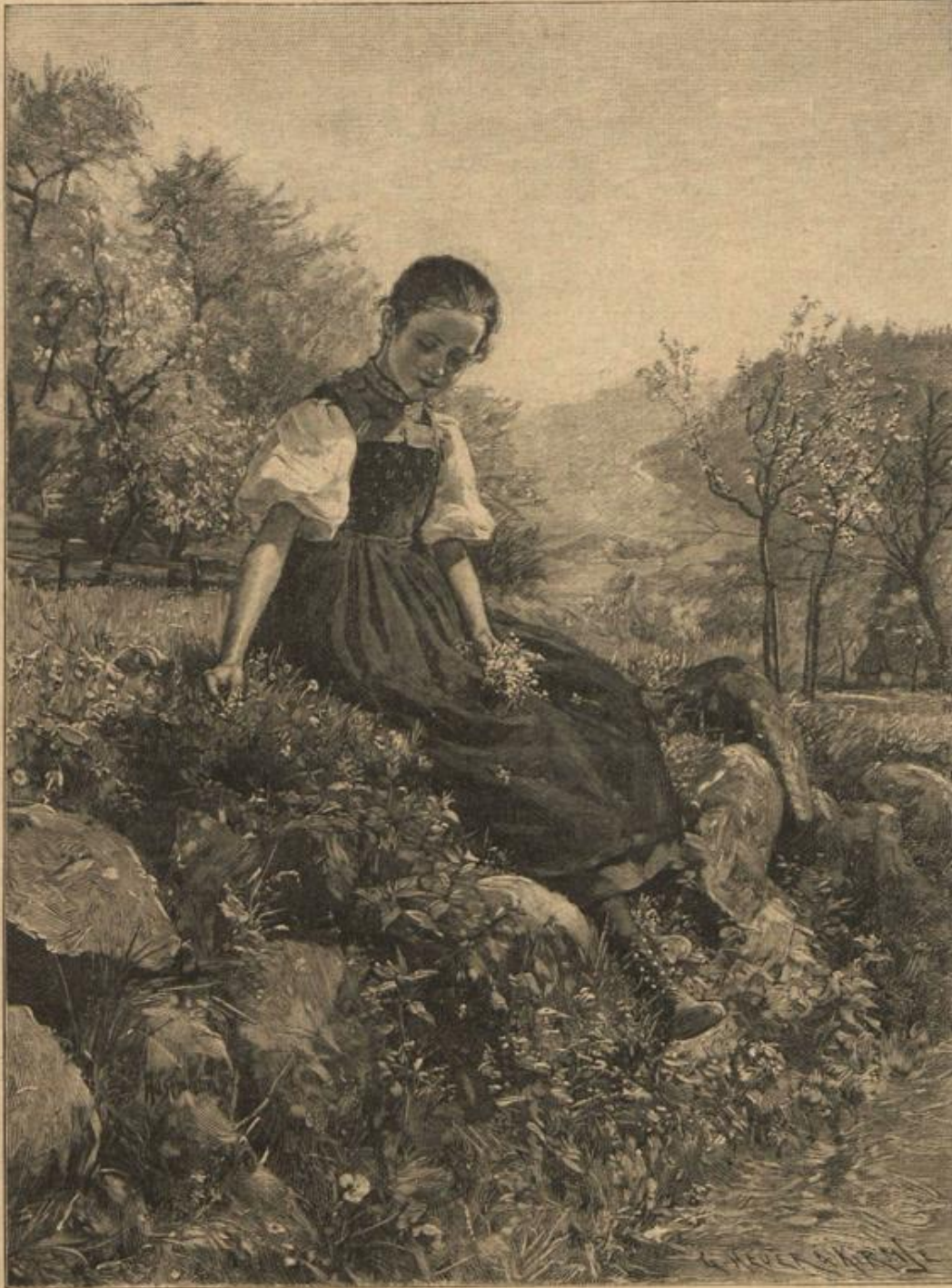
So sehr aber dieser immerwährende Kampf um Platz die vegetabilische Welt beherrscht, so fehlt doch das, was wir bei den Thieren oder beim Menschen Geselligkeit nennen, bei den Pflanzen keineswegs. Ein Jeder kennt die gemeinsamen Wanderungen der Zugvögel und die Staaten der Ameisen, Dem und Jenem sind auch der gemeinschaftliche Nestbau der Republikanervögel und die Symbiose, das Zusammenleben verschiedenartiger Thiere bekannt — eine ähnliche Gemeinschaftlichkeit und Geselligkeit giebt es auch bei den Pflanzen. Bei diesen dient die Neigung, sich mit ihresgleichen oder anderen zusammenzutun, natürlich nicht zur Verschönerung des Lebens, auch sie hat einen realen Zweck, der je nach der Art der Pflanze ein verschiedener ist. In sehr vielen Fällen ist es das Bedürfnis nach Schutz, das eine Pflanze die Gesellschaft anderer Gewächse suchen läßt. So sind besonders die sogenannten Begleitpflanzen in ihrer Existenz an die Gewächse gebunden, in deren Gefolge sie auftreten. Das Leberblümchen, die Anemonen, das Lungenkraut, der Waldmeister, das Maiglöckchen sind ganz auf die Gegenwart der Laubbäume angewiesen, nur in ihrer Gesellschaft fühlen sie sich wohl. Alle diese bekannten Blumen lieben den Schatten des Waldes, ohne ihn wird ihr zarter Körper unter der Gluth der Sonnenstrahlen versengt. Es ist aber vielleicht nicht das Schattenbedürfnis allein, das jene Blumen die Gesellschaft der Laubbäume suchen läßt. Sie sind hier vortrefflich geschützt gegen die Konkurrenz anderer Pflanzen, die das Halbdunkel des Waldes nicht vertragen können. So giebt es verhältnismäßig recht wenige Pflanzen, die den Bäumen des Waldes Gesellschaft leisten. In

allen Wäldern befinden sich zwischen den Bäumen große Zwischenräume, die einer Menge kleiner Kräuter Platz gewähren könnten. Allein der tiefe Schatten und die Blätter- oder Nadelbede des Bodens läßt doch nur hier und da jene wenigen Pflanzen aufkommen, die gerade die Begleiter unserer Waldbäume sind.

Und die Waldbäume selbst? Sind sie nicht die eigentlichen geselligen Pflanzen? Sie sind es durchaus nicht immer. Allerdings bezeichnet man Fichten, Kiefern, Schilf, Wasserlinsen, Haidekraut und ähn-

ziehung überlegenen Bäume sind. Andere Arten können hier nicht aufkommen, und so reißt sich denn naturgemäß Erle neben Erle, obwohl die einzelne keinen Vortheil davon hat und garnicht darauf angewiesen ist, mit ihresgleichen vergesellschaftet zu sein. Dasselbe ist wohl auch mit der Kiefer der Fall, die in Norddeutschland so weite Flächen einnimmt, mit der Birke, die in Nordamerika und Rußland große Bestände bildet, mit der Edelkastanie, die in Spanien zu weiten Waldungen sich zusammenscharrt. Dagegen sind die Fichte, welche die mittel-

europäischen Gebirge beherrscht, und die Buche Pflanzen, die sich wirklich nur in der Geselligkeit wohl fühlen. Sie haben einen realen Vortheil von der Geselligkeit, da ihr junger Nachwuchs gegen Frost sehr empfindlich ist und nur unter dem Schutze der alten Generationen zu gedeihen vermag. Die Fichte wie die Buche wären wahrscheinlich dem Aussterben anheim gegeben, wenn sie nicht im engen Verein mit ihresgleichen oder wenigstens im Verein mit anderen Bäumen leben könnten. Denn allenfalls mischen sich Fichten und Buchen auch unter andere Waldbäume, aber jedenfalls ist ihnen Geselligkeit unentbehrlich. Wenn Kiefern, Birken, Erle der Geselligkeit auch nicht bedürfen, einigen Vortheil haben sie trotzdem von ihr. Sobald an irgend einer Stelle des Waldes eine alte Kiefer stürzt, so entsteht ein weiter leerer Raum. In einem Mischwalde würde hier ein Wettkampf zwischen den Sämlingen der verschiedensten Baumarten entstehen, hier bleibt der Platz aus Mangel an Konkurrenten für den Nachwuchs der Kiefern reservirt. Und so verhält es sich in jedem (natürlich von Menschenhand nicht beeinflussten) Walde, der einen reinen Bestand einer einzigen Baumart bildet. Dieser Vortheil mag für Erle, Birken, Kiefern und andere sehr robuste Waldbäume zwar entbehrlich sein, für empfindliche Pflanzen ist er jedoch durchaus nicht



Mauerblümchen. Nach dem Gemälde von W. Hasemann.

liche Gewächse, die in großer Individuenzahl einen weiten Raum ganz allein einnehmen, als gesellige Pflanzen. Aber diese sind doch nicht, oder wenigstens nicht alle, an die Gesellschaft von ihresgleichen gebunden, ihr massenweises Auftreten hat vielmehr einen ganz äußerlichen Grund. Wohl die wenigsten der sogenannten geselligen Pflanzen lieben wirklich die Gegenwart anderer Pflanzen, die Geselligkeit. Bei militärischen Leibern stehen gewiß viele Menschen dicht aneinander gedrängt. Aber es ist nicht erwiesen, ob sie diese Geselligkeit lieben. So sind auch die Erle sicher keine Geselligkeit liebenden Pflanzen, wenn sie auch größere reine Bestände bilden. Sie kommen überall auch einzeln vor. Wo sie aber in großen Gesellschaften auftreten, da hat diese Vereinigung lediglich darin ihren Grund, daß auf manchem feuchten Terrain die Erle einfach die in jeder Be-

gering anzuschlagen. Er ist zum allermindesten die Garantie dafür, daß sie ihren Bestand beibehalten, indem Lücken nur durch ihresgleichen ausgefüllt werden. Natürlich sind trotzdem für diese Lücken weit mehr Pflanzenindividuen vorhanden, als der Raum beherbergen kann; aber in der Natur ist starrs Gesetz, was die Menschheit so oft als ethisches Ideal erstrebt hat: die Aufopferung des Individuums für die Erhaltung und Weiterentwicklung der Allgemeinheit. Für die Erhaltung der Buche ist es von größtem Werth, daß entstehende Lücken wieder durch Buchen ergänzt werden. Welche von den Hunderten von Buchenpflanzen, die sich um den frei gewordenen Platz bewerben, denselben erhält, und wie viele dabei zu Grunde gehen, ist für das Wohl der Art Buche ganz gleichgültig. Ihr Geselligkeitsbedürfnis ist befriedigt, wenn kein fremder Baum die Stelle bekommt.

Bei den krantartigen Pflanzen, die gesellig leben, können freigewordene Plätze nicht so leicht von Vertretern derselben Art eingenommen werden. Sie bilden keine so abgeschlossenen Bezirke wie die Wälder, die den Wind und die von ihm mitgeführten Samen von sich abhalten. Eine Wiese oder Prairie, die von gleichartigen Gräsern besiedelt ist, wird doch mit den Samen der angrenzenden Vegetationen Jahr für Jahr reichlich überstreut. Dadurch haben andersartige Pflanzen fast dieselbe Aussicht, einen leergewordenen Platz anzufüllen wie die gleichartigen. Nur wenn solche niedrigbleibenden gesellige Pflanzen wirklich sehr große Terrains einnehmen, dann mögen sie von ihrer Geselligkeit auch den Vortheil haben, vorant gewordene Plätze leichter erobern zu können. Das Haidekraut, das sehr ausgedehnte Strecken beherrscht, oder das Rennthiermoos, das hoch im Norden ganze Ländereien überzieht, hat durch die Vereinigung ungeheurer vieler gleichartiger Individuen offenbar eine große Uebermacht über jede andere Pflanze. Denn wenn auch an den Stellen, wo das Rennthiermoos und das Haidekraut vorkommen, nur sehr schwer andere Pflanzen gedeihen können, so würden sich diese am Ende doch anwachsen können, wenn nicht durch das gesellige Wachstum der beiden erwähnten Gewächse jeder Versuch dazu von vornherein unterdrückt würde.

Sehr vorthellhaft für alle gesellig wachsenden Pflanzen ist die Leichtigkeit, mit der sie sich vermehren können. Obwohl im Allgemeinen fast in jedem Individuum männliche und weibliche Fortpflanzungsorgane vereint sind, so ist doch eine wechselseitige Befruchtung für die Erhaltung der Art geboten. Es ist ein festes Naturgesetz, daß Inzucht zur Degenerierung führt. Durch mannigfache und mitunter recht komplizierte Einrichtungen ist es denn auch den meisten Pflanzen unmöglich gemacht, sich selbst zu befruchten. Da sich aber die Pflanzen nicht von ihrem Standorte wegbegeben können, so bleibt es immerhin dem Zufall überlassen, ob ihnen ein Insekt oder der Wind Blütenstaub übermitteln. Bei gesellig wachsenden Pflanzen ist es dagegen fast ausgeschlossen, daß sie taube Früchte hervorbringen. Sicher ist die Leichtigkeit der Befruchtung ein nicht zu

unterschätzender Vortheil gesellig wachsender Pflanzen. Aber er ist doch keineswegs für alle geselligen Gewächse ausschlaggebend. Man muß eben immer wieder unterscheiden zwischen solchen Pflanzen, die gesellig wachsen, weil sie auf dem betreffenden Boden alle

Zeit blühen, dann aber einen solchen lebhaften Flor entwickeln, daß ganze Strecken wie mit einer grellen Farbe bemalt erscheinen. Die Absicht ist hier ganz deutlich. Ein einzelnes Sternkraut z. B. würde keinen großen Effekt hervorbringen, es könnte leicht von

den Insekten übersehen werden, und die Befruchtung würde unterbleiben. Schaa- ren sich dagegen viele Pflanzen, wie es eben bei dem großblumigen Sternkraut der Fall ist, zusammen, so wird dadurch ein weithin leuchtender, blendend weißer Teppich erzeugt, der die Aufmerksamkeit der Insekten sofort auf sich lenken muß. Es ist äußerst auffällig und noch nicht genugsam aufgeklärt, wie so solche Pflanzen, die doch keine weiten Gebiete einnehmen, sondern nur kleinere Trupps bilden, nicht einzeln, sondern stets in dieser, wenn auch beschränkten Geselligkeit auftreten. Das Sternkraut ist aber keineswegs eine Pflanze, die einen bestimmten Standort beherrscht, sie theilt denselben vielmehr mit einer Menge anderer Gewächse. Während aber die anderen Pflanzen auf diesem Standorte, besonders an Hecken und Gebüschen, zerstreut stehen, bilden die Sternkrautindividuen kleine hell leuchtende Schaa- ren, als ob sie zusammengelaufen wären und sich versammelt hätten. Eine Ursache dieser Zusammenschauung mag ja darin liegen, daß die Pflanzen ihren Samen nicht um sich herum niederfallen lassen, und daß dadurch kleine Vereine derselben Art entstehen. Trotz alledem müßte man doch annehmen, daß der Wind auch einzelne Samen weiter verstreuen und dadurch auch hier und da eine einzelne Pflanze emporwachsen müßte. Daß dies nicht geschieht, ist jedenfalls sehr merkwürdig. Es beweist aber deutlich,



Waters Schiff in Sicht. Nach dem Gemälde von A. Milesi.

anderen Konkurrenten überwinden haben, und solchen, die gesellig wachsen, weil ihnen Geselligkeit unentbehrlich ist. Daß aber für manche Gräser, wie das Schilfrohr, oder für das Haidekraut die Leichtigkeit der Befruchtung kein Grund zur Geselligkeit ist, geht schon daraus hervor, daß sie sich meist gar nicht durch Samen, sondern durch Wurzelschosse zc. vermehren. Es giebt jedoch auch Pflanzen, deren Geselligkeit ohne Zweifel den Zweck hat, die wechselseitige Befruchtung zu erleichtern. Solche Gewächse sind dadurch leicht zu erkennen, daß sie nur kurze

von wie großem Werthe die Geselligkeit für das Sternkraut sein mag. Pflanzen, die solche kleine Vereine bilden, giebt es immerhin häufiger. Aber es kommt auch eine Pflanzenart vor, die in großem Maßstabe ihre Geselligkeit dazu benützt, die Aufmerksamkeit der Insekten zu erregen. In Vorderindien heißt eine Gegend die Blauen Berge. Dort wächst ein Strauch, Strobilanthes Kunthianus, der große Strecken dicht überzieht. Alle Sträucher dieser Pflanzenart blühen nur alle fünf bis sechs Jahre, aber sämmtliche blühen zu derselben Zeit. Die hellblauen Blüten sind dann

so zahlreich, daß weite Bergabhänge davon in blauer Farbe erstrahlen. Denn wie die Pflanzen, um einen gewaltigen Effekt zu erreichen, alle zu gleicher Zeit in einem bestimmten Jahre blühen, so speichern sie gewissermaßen während der blüthenlosen Jahre eine ungeheure Kraft auf, um eine Unmenge von Blüthen zu produziren. Durch die Hervorbringung der zahlreichen Blumen und der Samen werden aber die Sträucher so sehr geschwächt, daß sie zu Grunde gehen. Aber auch in dem gemeinsamen Sterben liegt hier ein Akt der Geselligkeit. Denn im folgenden Jahre keimen alle Samen zu gleicher Zeit und bilden einen dichten Rasen, in dem keine andere Pflanze aufkommen kann.

Wie durch die Pracht der Blüthen, so vermögen gesellige Pflanzen auch durch den Geruch die Insekten viel besser anzulocken, als einzeln stehende. So findet man das wohlriechende Veilchen meist zu kleinen Trupps vereinigt. Gerade weil diese Blumen im Grafe oder unter Heden verborgen sind, mag es für sie von großem Werth sein, sich mit ihresgleichen zusammenzuscharen, um dadurch ihrem Dufte eine große Stärke zu verleihen. Die Samenkapseln der Veilchen sind so eingerichtet, daß sie bei der Reife aufspringen. Dadurch fallen die Körner herab zu Boden, und zwar bleiben sie in der Nähe der Mutterpflanze liegen. Während andere Gewächse bestrebt sind, ihre Samenkörner durch Wind oder Vögel weit weg befördern zu lassen, wünscht das Veilchen offenbar seine Brut in der Nähe zu haben; Geselligkeit ist ihm eben von großem Werthe.

Das Veilchen erreicht diese Geselligkeit mit seinesgleichen noch durch ein anderes Mittel, das überhaupt in der Pflanzenwelt sehr verbreitet ist. Es entfaltet nämlich Ausläufer nach allen Seiten um sich herum. Auf diese Weise wird am einfachsten eine Geselligkeit erzielt. Denn während es bei den Samenkörnern zweifelhaft ist, ob sie den Boden frei finden und keimen können und ob sie selbst dann bei der heftigen Konkurrenz der anderen Pflanzen emporkommen, so haben die Ausläufer bedeutend bessere Chancen, festen Fuß zu fassen. Da sie mit der Mutterpflanze zusammenhängen und von ihr ernährt werden, so haben sie Zeit, andere Pflanzen zu verdrängen oder ihre Wurzeln in eine, wenn auch noch so kleine freie Stelle des Bodens hineinzusenden. Diese Art von Geselligkeit hat aber nicht immer den Zweck, durch gemeinsame Lokmittel auf die Insekten zu wirken. Sie ist vielmehr überhaupt ein sehr ingenioses Mittel, die Erhaltung der Art sicher zu stellen. Denn in den meisten Fällen nützt die Geselligkeit, die durch Entsendung von Ausläufern erzielt wird, nicht der Mutterpflanze, sondern den Tochterindividuen, den Ausläufern, die durch die Gegenwart der Mutter gestärkt werden, und unter ihrem Schutze sich leicht eine Existenz zu schaffen vermögen. Man kann diese Art der Vermehrung mit der sorgfältigen Erziehung vergleichen, die manche höheren Thiere, Hühner, Adler, Wölfe, Affen ihren Jungen angedeihen lassen. Sonst bekümmern sich die Pflanzen, wie die niederen Thiere, um ihre Nachkommenschaft nicht im mindesten. Die Gewächse aber, die Ausläufer entsenden, schaaren ihre Sprößlinge um sich wie eine Heime ihre Kucklein, ja noch mehr, sie nähren sie mit ihrem Lebenssaft. Den Ausläufer machenden Pflanzen sind diejenigen zur Seite zu stellen, die aus ihrer Wurzel Triebe entsenden, die sich zu neuen Individuen entwickeln oder die sich durch seitliche Knospung vermehren.

In jedem dieser Fälle kommt es den neuen Wesen auf's Höchste zu statten, die Gesellschaft ihrer Mutter zu besitzen. Pflanzen, die diese Art von Geselligkeit pflegen, sind denn auch äußerst lebenskräftige Gewächse. Eine einzige Himbeerpflanze hat sich in wenigen Jahren zu einem viele Meter weiten dichten Gebüsch von Ruthen entwickelt, von denen jede ein besonderes Individuum darstellt. Aus den Wurzeln steigen neue Triebe auf, die, weil sie von der Mutterpflanze mit ihrem reichen Wurzelsystem ernährt werden, so kräftig aus der Erde hervorstößen, daß sie den dichtesten Rasen zu durchbohren vermögen. Die Lebensfähigkeit verschiedener Unkräuter, des kriechenden Hahnenfußes, des Hufslattichs, besonders aber der Quecke, beruht auf dieser Art von Geselligkeit.

Ohne Weiteres ersichtlich ist der Zweck der Geselligkeit, welche die Schlingpflanzen mit den Gewächsen verbindet, die ihnen zur Stütze dienen. Der Hopfen schlingt sich um die Stämme von Bäumen, der Wein hält sich an ihren Zweigen mit seinen Ranken fest, der Epheu klettert mittels kurzer Luftwurzeln an seiner Stützpflanze empor. Allen Drei aber und vielen anderen Schling- und Kletterpflanzen ist durch die Anlehnung an andere Gewächse die Möglichkeit gegeben, sich Licht und Luft in der Höhe zu verschaffen und die Befruchtung und Verbreitung ihres Samens leicht vor sich gehen zu lassen. Es giebt freilich auch solche Schlinggewächse, die ihren Stützpflanzen den Nahrungsstoff entziehen. Diese gehören zu den Schmarogergewächsen und ihre engeren Beziehungen zur Wirthspflanze können natürlich nicht als Geselligkeit bezeichnet werden. Zwar schaden auch der Hopfen und der Epheu und viele andere Klettergewächse den Bäumen bisweilen dadurch, daß sie ihnen das Licht wegnehmen, aber im Allgemeinen sind sie harmlos. Sieht man doch häufig ganz uralte Bäume, die von uraltem Epheu umspinnen sind — ein Sinnbild treuer Freundschaft heterogener Naturen, die zusammen Jahrhunderte vorüberrollen sahen.

Auch in manchen mehr speziellen Fällen kann Pflanzen Geselligkeit von großem Nutzen sein. Manche Gräser und auch Moosarten sind sehr geeignet, den Flugand, sei es am Meeresstrande oder an steilen Hügeln oder auf dürren Steppen, zu binden. Dadurch, daß diese Pflanzen mit ihren weitverzweigten Wurzeln, Wurzelschossen oder Ausläufern den Sand durchziehen oder bedecken, wird dieser sehr gut befestigt. Eine einzelne Pflanze würde hier bald verloren sein. Der Sand würde zu ihr hinrollen, sich an ihr stauen und sie bald unter sich begraben. Dadurch aber, daß die Pflanzen gesellig auftreten, bedecken sie die ganze lose Sandfläche und machen infolgedessen die Bodenbewegung nach und nach unmöglich. Zunächst kommt die Geselligkeit nur den Pflanzen derselben Art zu Gute. Wenn diese aber den Boden befestigt haben, so finden hier auch bald andere Pflanzen ihr Fortkommen. Diese Ankömmlinge sind durchaus von der Anwesenheit der bodenbindenden Pflanzen abhängig. Natürlich ist das Leben auf so dürren Fluglande nicht leicht, und der Platz ist da nirgends genügend ausgenutzt. Jeder Pflanze kann da die Gesellschaft der anderen nur von Nutzen sein, denn je mehr der Boden mit Gewächsen bedeckt ist, um so mehr ist er auch gegen das Austrocknen geschützt, um so besser wird in ihm die Feuchtigkeit bewahrt. Geselligkeit ist hier also nicht nur ein Vortheil, sondern sogar die Lebensbedingung für die Pflanzen des Fluglandes.

Die allerfeltigste Art von Geselligkeit pflegen

dieser Pflanzen, die sich auf gestuften Weiden ansiedeln. Bekanntlich wird diesen Bäumen häufig die Krone abgehägt, so daß vom Stamm nur ein etwa zwei Meter hoher Stumpf übrig bleibt. Dieser treibt sodann eine Menge langer, dünner Serten, die bei der Korbflechterei Verwendung finden. Die Prozedur des Köpfens und der häufige Schnitt der Ruthen ist selbst der so lebenszähnen Weide nicht gerade dienlich. Das Stammende schwillt dann gewöhnlich wulstartig auf und von der oberen Schnittstelle des Stammes dringt die Fäulniß tief in's Innere. Dadurch wird nun aber auf diesen Weidenstämmen eine kesselartige Vertiefung geschaffen, die zum Theil mit dem vermoderten Holze und dem vom Winde herbeigefegten Staube erfüllt ist. Das giebt eine vortreffliche Erde, die eine Menge Pflanzen anlockt, mit der Weide einen Bund der Geselligkeit und Freundschaft zu schließen. Die Samenkörner, welche Thiere, besonders Vögel, oder der Wind auf die Weidenköpfe bringen, keimen hier und wachsen lustig auf dem Baum empor, ohne diesem zu schaden. Sie selbst sind hier vielmehr geschützt vor vernichtendem Wettbewerb und auch vor dem Angriff von Thieren. In der Umgegend von Cambridge wurden vor einigen Jahren einmal gegen 4000 Kopfwiden daraufhin untersucht, was für Pflanzen sich auf ihnen angesiedelt hatten. Es waren achtzig verschiedene Arten blüthentragender Gewächse, die in solch eigenartiger Weise die Gastfreundschaft dieser Bäume in Anspruch nahmen. Darunter befanden sich elf Grasarten, sechs Korblüthler, sechs Vertreter der Rosenblüthler und vier Dolbentträger, es waren demnach die Familien, die in unseren Zonen die reichste Artenzahl aufweisen, am stärksten vertreten. Allerdings waren die Kreuzblüthler und die Lippenblüthler recht schwach theilhaftig, und das erklärt sich daraus, daß die Samen dieser Pflanzenfamilien nicht besonders für den Transport durch den Wind oder durch Thiere angepaßt sind. Denn diese beiden lokomotorischen Kräfte waren es in erster Linie, denen die Pflanzen ihre Ansiedelung auf den Weiden zu verdanken hatten, und zwar waren durch den Wind 53¼ und durch Thiere 27½ Prozent der Samen befördert worden, aus denen die Kopfwidenflora erwachsen war. Am anhänglichsten an die Weiden zeigte sich eine mit unserem Kopfsalat verwandte Lattichart, der Mauerlattich, der seit fünfundsiebzig Jahren in jener Gegend nur auf Kopfwiden gefunden wird. Die Freundschaft mit der Weide muß also für diese Pflanze ganz besonders werthvoll sein.

So wichtig nun die Geselligkeit für die Pflanzen sein mag, so wäre es doch ganz unwissenschaftlich gedacht, wenn man den Gewächsen etwa einen Geselligkeitssinn in menschlicher Weise zuschreiben wollte. Keine Pflanze ist sich des Werthes oder des Zweckes der Geselligkeit bewußt. Aber die Einrichtungen und Gewohnheiten, die zur Gemeinschaftlichkeit führten, erwiesen sich als außerordentlich wichtig, und darum blieben sie erhalten, darum vervollkommneten sie sich zu Erscheinungen, die fast verblüffend wirken. Unbewußt also, willenlos folgt die Pflanze dem Zwange zur Geselligkeit, der in ihr liegt. Aber gerade dieses von keinem Bewußtsein geleitete Wirken der Pflanzenwelt beweist von Neuem, daß zur Weltentwicklung nicht durchaus geistige, aufernatürliche Mächte vorausgesetzt zu werden brauchen, sondern daß auch die Naturkräfte in ihrem rein mechanischen Walten eine ungeheure gestaltungsreiche Schöpferkraft entfalten.

## Der Sohn.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Fortsetzung.)

Alein so fest sie dies Wort halten wollte, so vernünftig ihr der Rath bei ruhiger Ueberlegung selbst erschien, das Schicksal wollte es anders.

Beim Mittagstisch sagte sie ihm von der Einladung zum Abend, und er lehnte ab, er habe eine andere Verabredung. Und nun kochte die Erbitterung in ihr empor, ihr Born wallte über, und ihrer selbst kaum mächtig, stieß sie hervor: „Natürlich! Wohl wieder mit jener Person aus der Lindenstraße.“

Sie hatte geglaubt, ihn auffahren zu sehen, er blieb jedoch zu ihrem größten Erstaunen ruhig, nur eine flüchtige Röthe stieg in sein Gesicht, und mit mehr Selbstbeherrschung, als er je bewiesen hatte, sagte er: „Du hast eine Sache berührt, die ich Dir eigentlich erst mittheilen wollte, wenn ich die Procura, die ich erhalten soll, wirklich habe; Du kannst es aber auch schon jetzt hören: Ich habe die Absicht, mich zu verheirathen.“

„Dich zu . . .“ Das Wort stockte ihr auf den

Lippen, sie konnte ihn nur ansehen: „Felix, das ist doch wohl nicht Dein Ernst?“

Er lachte nervös: „Und warum soll es nicht mein Ernst sein? Bin ich nicht alt genug? Nächstens fünfundsiebzig, und das Einkommen hab' ich ja, oder bekomme es doch in wenigen Wochen.“

„Aber doch wohl nicht mit . . . mit dieser —“

„Mutter, Du redest von meiner Braut.“

„Braut? Du bist nicht bei Sinnen! Braut? Solch Eine . . . solch Eine . . .“



Frau, die sich zum Gehen wandte mit den Armen umschlingend: „Hören Sie ihn nicht . . . bleiben Sie . . . er muß um Verzeihung bitten, es muß Alles gut werden, ach nein, bitte, bleiben Sie doch!“

Aber die Andere stieß ihre Hände von sich, als wären sie glühendes Eisen; ein tödtlicher Haß sprühte aus ihren Augen: „Lassen Sie mich los, ich geh schon . . . fort! . . . fort!“ Und mit einem letzten Nuck sich frei machend, stürzte sie hinaus.

Als sie nach endlosem Umherirren ihre Wohnung wieder erreichte, fand sie Auguste an der Thür ihrer harrrend. Die Cousine streckte ihr die Hände entgegen: „Na, ich will doch hören, was geworden ist. Ihr seid nicht gekommen, was macht Dein Sohn?“

Nach viel ihr die alte Frau in's Wort: „Ich habe keinen Sohn mehr.“

Dann trat sie in ihr ödes Heim, und ohne die draußen stehende Verwandte weiter zu beachten, schloß sie die Thür hinter sich zu. —

Wie sie die nächsten Wochen verbrachte, sie wußte es nicht. Vielleicht wäre sie völlig zusammengebrochen, wenn die Sorge um's Brot sie nicht aufrecht erhalten hätte. Mit Felix' Fortgang war die Einnahme versiegt, die ihr in den letzten Jahren Unterhalt gegeben. Sie mußte arbeiten, wenn sie

leben wollte, und so saß sie denn wieder an der Nähmaschine und schaffte wie früher Tag und Nacht.

Aber es war kein freudiges Schaffen mehr. Nur mit innerem Groll nahm sie die Arbeit zur Hand. Das also war das Ende? Dafür hatte sie gedurft und sich gemüht, daß sie jetzt auf ihre alten Tage wieder an der Maschine sitzen mußte? Sie mußte sich mühen und quälen, und der Sohn, der ihre Stütze sein sollte, er wandte ihr den Rücken für diese . . . Eine maßlose Verbitterung fraß sich in ihr fest. Zorn gegen Felix, noch mehr gegen Lucie, gegen die ganze Welt. Sie mochte Keinen sehen und Hören mehr; wie eine Schnecke zog sie sich in ihre Wohnung zurück. Ihr Haar wurde grau, in ihr Gesicht gruben sich tiefe Falten, und um ihren Mund lag ein scharfer, abstoßender Zug.

Das Entsetzliche waren für sie die Abende, jene stillen Stunden, wo die Straßen ruhiger und die Häuser desto hellhöriger werden. Wenn dann auf den Treppen die Schritte der heimkehrenden Männer erklangen, wenn sie in den Wohnungen unter und neben sich helle Kinderstimmen vernahm, fiel ihr die eigene trostlose Einsamkeit doppelt schwer auf das Herz. Dann konnte sie sich auf ihr Lager werfen und weinen, weinen, Stunden lang.

Einmal erhielt sie einen Brief von ihrer Cousine. Auguste schrieb ihr, daß sie schon mehrmals an ihrer Thür gewesen, ohne Einlaß zu finden, nun wolle sie ihr doch mittheilen, daß Felix jetzt eine Stelle habe und wirklich verheirathet sei und ihnen auch mit seiner Frau Besuch gemacht hätte. Diese Lucie sei doch eigentlich eine ganz nette Person und unterschieden nicht von schlechtem Charakter. Ihre Vergangenheit wäre ja allerdings nicht die beste, aber schließlich hätten recht viele hochvornehme Damen noch eine bessere, und ob es denn überhaupt nicht das Beste sei, sie mache ihren Frieden mit den Kindern, besonders jetzt, wo bald ein Enkelchen ankommen würde. Felix sei ja ein Trostkopf, woran sie übrigens die Hauptschuld habe, und würde den ersten Schritt nicht thun, man könne es ja aber einrichten, daß sie bei ihr zusammenträfen. Ob sie denn nicht kommen wolle? Lucie biete recht herzlich darum und würde Felix auch schon zum Frieden stimmen.

Ein bitteres Lachen kam über die Lippen der alten Frau, als sie den Nachsatz las. Nach Allem, was geschehen, sollte sie wohl also noch um ihres Sohnes Gnade betteln, sollte diese Gnade der Fürsprache jenes Mädchens verdanken? Sie warf den Brief in's Feuer und beantwortete ihn nicht.

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

### Genesen.

Nun atmen deine Worte wieder Leben.

Im Bittern deiner Lippen steht's geschrieben,  
In deinen seligen Augen kann ich's lesen,  
Ich lausch' es mir aus deinem stillsten Wesen,  
Wie's in dir jubelt: Ihm geblieben!

Nun fühl' auch meine Seele wieder Leben.

Als räng' ich willenlos um all' mein Lieben,  
So hielt ich dich in deinem Fieberkrampf,  
Mein ganz' Gefühl ein einziger Todeskampf,  
Ein einziger Dank jetzt: Mir geblieben!

Nun atmet Alles, Alles wieder Leben.

Hinaus zum Frühling hat es mich getrieben,  
Als müßte jede Knospe davon springen,  
Als müßt's im Liedchen jedes Vogels klingen,  
Daß Alles, Alles uns geblieben!

Richard Dehmel.

**Mauerblümchen.** Wilhelm Hasemann, der dieses Bild geschaffen, ist einer der Maler, die auf einem Fleckchen der deutschen Lande sich festgesetzt haben und nicht milde werden, dessen Schönheit mit dem Pinsel zu schildern. Anders als die Worpssweder, hat er sich ein Land ausgesucht, das um seiner landschaftlichen Reize willen weithin berühmt ist: den Schwarzwald. Aber ebenso wie die Worpssweder ist er in die tieferen, intimen Reize dieser Natur eingebungen. Nicht die großen berühmten Gegenden und Ausblicke, die der Tourist wohl aufsucht, malt er, sondern schlichte Szenen, zu denen die Berge des Schwarzwaldes den schönen Hintergrund bilden. Wald ist es eine Dorfstraße, bald die Straße oder der Markt einer Kleinstadt; meist sind es Szenen aus dem Leben der Landleute, die er im Wilde vorführt. Unseren Lesern ist er schon durch ein solches Bild aus dem Vorjahre bekannt, in dem er einen alten Bauern beim Pfropfen zeigt. Ein bescheidenes, ansprechendes Motiv ist auch auf unserem heutigen Bilde gegeben. Im Hintergrunde die charakteristische Natur, die Vergänge des Schwarzwaldes. Vorn, auf einer Grenzmauer aus schweren Feldsteinen, sitzt ein frisches Mädel. Sie mag nicht die lauten Spiele der Gleichaltrigen; ihr ist es lieber, draußen, unter den blühenden Obstbäumen zu sitzen und zu träumen und die Blumen, die jetzt im Frühling in Fülle blühen, einzusammeln. Ein antikes Bild, die junge Schwarzwaldlerin in ihrer kleidbaren Tracht! —

**Vaters Schiff ist in Sicht.** Am Vormittage schon wollte der Vater vom Fischfang von der See zurückkehren. Als aber in der Nacht ein schwerer Sturm über das Land ging, wurden die Seinen unruhig und ängst-

lich. Die Kinder litt es nicht im Hause, früh schon saßen sie draußen am Strande und harrten in banger Erwartung des Heimkehrenden. Diesmal ist es noch gnädig abgegangen. Noch war die Sonne nicht zu ihrer Mittagshöhe emporgestiegen, noch hatte sie das Gewölk, das bleiern schwer den Himmel verhängte, nicht zu zerstreuen vermocht, da erschien über der Horizontlinie des weiten Wassers eine Mastspitze, dann die Segel eines Schiffes; sie brauchten nicht viel, um zu erkennen, daß es des Vaters Schiff war, das in Sicht kam. Und nun kommt es näher und näher. Die Kinder wenden keinen Blick von ihm. Still ist die Aeltere, sie stützt sich mit ihren beiden Armen und schaut in stiller Freude und Erwartung hinüber. Die kleine Schwester schmiegt sich an sie, Pöhl und Spiel sind vergessen, auch für sie ist nur noch das Schiff da, in kindlichem Eifer streckt sie den Arm aus. . . . Kinder des Südens sind es, die der Maler, ein Italiener, uns vorführt. Die weichen Formen des Gesichts, seine dunklere Färbung, die schweren, dunklen Flecken der Aelteren geben dies zu erkennen. —

**Das Necken.** Zu diesem unterhaltenden Kapitel der Psychologie theilt Karl Gros in seinem neuen Buche „Die Spiele der Menschen“ (Sena, F. Fischer) eine Reihe von Thatsachen mit, von denen einige hier wiedergegeben werden mögen. Sie beziehen sich auf das Necken durch herausfordernde Worte. Bei kleinen Kindern kann man oft beobachten, daß sie es versuchen, Schimpf- oder Scheltwörter in neckischer Weise auf ihre Eltern anzuwenden; häufig wagen sie es aber doch nicht, das schlimme Wort wirklich gegen solche Respektspersonen auszusprechen, und sie suchen dies zu bemänteln. So rief ein kleines Mädchen ihrem Vater zu: „Papa, Du bist ein — Ofen, Du bist ein — Teller!“ wobei ihr Gesichtsausdruck verrieth, daß sie im Innersten an viel weniger harmlosere Bezeichnungen dachte. Von Interesse ist dabei, daß diese aufreizenden Zurufe, besonders wenn sich mehrere Personen daran betheiligen, häufig in rhythmischer Form wiederholt werden und so eine primitive Lyrik bilden. Solche rhythmisch wiederholten Sätze werden in der Regel auch in einfacher Melodie gesungen. So verhält es sich z. B. bei den Neckrufen in der Pfalz. Einem Kutcher rufen die Kinder dort nach:

's hängt Gener hinde dran,  
's hängt Gener hinde dran.

Einem Betrunknen vergleichen sie wigig mit einem schief geladenen und darum schwankenden Wagen:

Er hot, er hot,  
Er hot zu schepf gelade.

Einem jungen Engländer necken sie mit den Versen:

Beestack, Wasserwed,  
Auf dem Kopp e große Schneid,

und einen verrätherischen Kameraden höhnen sie:

Angeber, geb' mich an,  
Kriegst e hohle Wadenzahn.

Die Spottlieder der Naturvölker haben eine große Ähnlichkeit mit solchen kindlichen Neckereien. In Australien

singen die Eingeborenen folgendes Lied zur Verhöhnung eines Lahmen:

O was für ein Bein,  
O was für ein Bein,  
Du känguruhästiger Kerl!

und vor dem Thore einer Berliner Schule verfolgte ein Kindertrupp ein kleines lahmes Mädchen mit den Worten:

Netzsch, Netzsch, Netzsch,  
Anna hat ein krummes Bein,  
Netzsch, Netzsch, Netzsch.

Ueber den Neckrufen erheben sich die volkstümlichen Spottgedichte. Die Neckerei zwischen den Geschlechtern fängt schon beim Kinde an. Im Elsaß singen die kleinen Mädchen:

Mäge, Mäge, Tropfe!  
D' Wuäwe muoch mä kloffe,  
D' Maible kummen is Himmelbett,  
D' Wuäwe kummen in Knotensäck!

Dagegen heißt es in Böhmen:

Reißig, Reißig,  
Die Buben sind Reißig,  
Stieglig, Stieglig,  
Die Mädchen sind garnichts nää.

Im bairischen und österreichischen Gebirg liefern sich bei festlichen Gelegenheiten, besonders bei Hochzeiten, die Burschen und Mädchen ganze poetische Schlachten, bei denen es meist ziemlich derb hergeht. Für die Anzapfung von Dorsgemeinden untereinander liefert die Schweiz ein Beispiel:

Wenig Brot und wenig Bi:

Ah Gott, wer möcht an' z' Klinglau sil

Bei den Wehli-Regnern werden manchmal zwischen zwei Dörfern an vorher bestimmter Stelle „Schimpf-reigen“ abgehalten, wobei sich die beiden Parteien, zum Taft der aneinander geschlagenen Stöcke tanzend, abwechselnd mit Beschimpfungen überschütten.

Bei der Verpötlung der Berufsarten geht es dem Schneider am schlechtesten:

Der Schneider und die Muck,  
Die stoßet enander z'ruck:  
Wär lei' Floh dazwische komme,  
So wär der Schneider um's Lebe komme,

heißt es im Schwäbischen. —

Ein Volk kann eine Großmachtsstellung, welche es durch physische Kraft und durch eine die realen Verhältnisse klug berechnende Staatskunst sich gewonnen hat, nur dann auf die Dauer behaupten, wenn es dieselbe durch eine höhere Kultur zu stützen vermag. —

G. Körting,  
Gesch. des griech. u. röm. Theaters, S. 211.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.